

ENCYCLOPAEDIA CINEMATOGRAPHICA

Editor: G. WOLF

E 129/1957

Waika — Südamerika (Venezuela)

Herstellung eines Bogens

Mit 3 Abbildungen

GÖTTINGEN 1962

INSTITUT FÜR DEN WISSENSCHAFTLICHEN FILM

Waika — Südamerika (Venezuela)

Herstellung eines Bogens

Filmbeschreibung von Dr. M. SCHUSTER, Frankfurt a.M.

Der Film zeigt zunächst das Herausschlagen des Bogenholzes aus einem Stamm der Shonta-Palme. Der Bogenstab wird dann weiter zubehauen und durch Schaben geglättet. Zum Schluß wird er mit dem Saft zerquetschter Blätter eingerieben und mit rotem Farbstoff gefärbt. Die Sehne wird aus Rindenbast gedreht, mit Schlingen versehen und auf den Bogen gespannt.

I. Allgemeine Vorbemerkungen

Zur Gesamtkultur der Waika

Im Süden von Venezuela wohnt am Oberlauf des Orinoko das Volk der Waika (Abb. 1). Sie gehören zu einer größeren Familie sprachlich und kulturell eng verwandter Indianergruppen, die man unter der in der Literatur geläufigeren Fremdbezeichnung „Guaharíbo“ oder, grundsätzlich richtiger, unter ihrem eigenen Volksbegriff „Yanoáma“ zusammenfassen kann. Weitere Glieder dieser Völkerfamilie sind im venezolanischen Raum z. B. die Shidishána (Schirianá) und die Shamataíri, die direkten nördlichen bzw. südlichen Nachbarn der Waika; doch auch östlich und südlich der Sierra Parima, also auf brasilianischem Boden, wurden durch Th. KOCH-GRÜNBERG (1911—1913) und verschiedene jüngere Reisende, u. a. H. BECHER (1955—1956), einige Indianergruppen besser bekannt, die nach Ausweis von Physis, Kultur, Sprache und bisweilen auch ihrer eigenen Stammesnamen dieser Familie zugehören.

Nach diesen Zeugnissen und den eigenen Aussagen der Eingeborenen dürfen wir darüber hinaus den Schluß wagen, daß sich auch im unerforschten Inneren dieses von der Sierra Parima wie von einem Rückgrat durchzogenen Gebietes kulturell wesentlich verschiedene Völker kaum gehalten haben dürften; der ganze Lebensraum der Yanoáma-Guaharíbo,

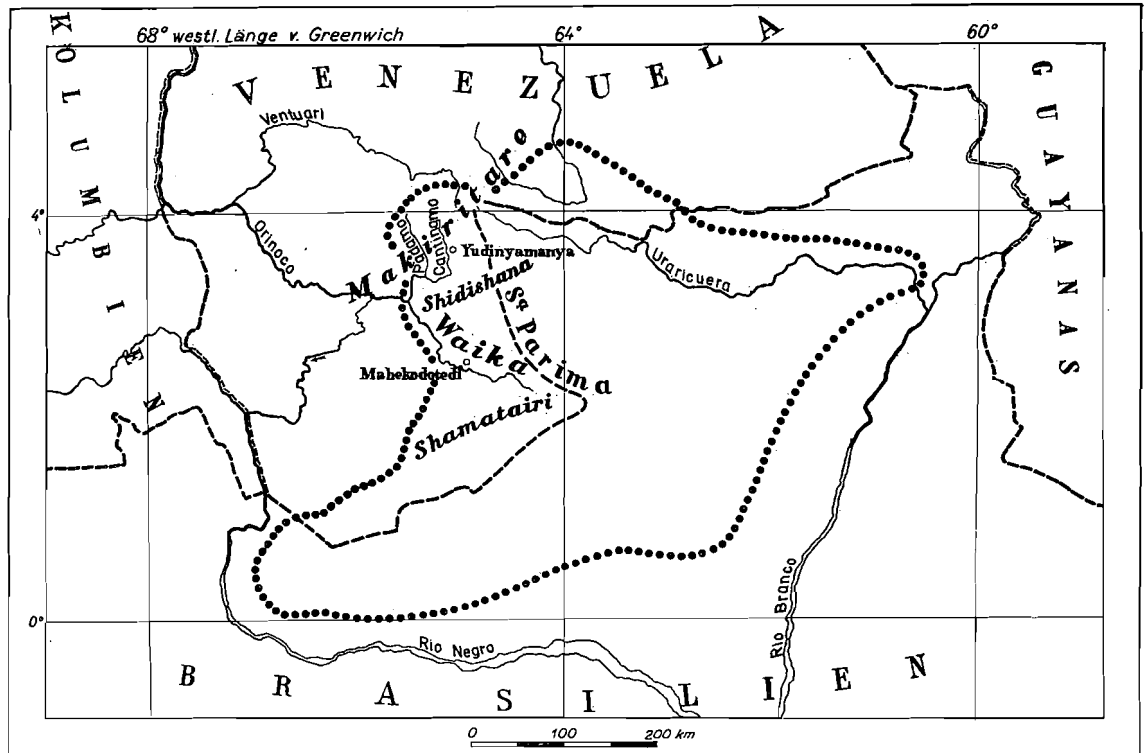


Abb. 1. Wohngebiet der Waika

der immerhin etwa der halben Größe Westdeutschlands entspricht und vielleicht 50000 Menschen beherbergen mag, erscheint als kulturell einheitlicher Block, den die ihn umgebenden menschenleeren Pufferzonen von äußeren Einflüssen isoliert und in großer Altertümlichkeit bewahrt haben. Diese Abgeschlossenheit ist vor allem auf das kriegerische Naturell dieses temperamentvollen, leicht erregbaren, eigenwilligen Volkes zurückzuführen, das sich bei auffallend heller Haut und geringer Körpergröße — der männliche Durchschnitt liegt nur wenig über 150 cm — durch hervorragende Gesundheit und physische Leistungsfähigkeit auszeichnet. Da zudem die sehr hohe Geburtenrate durch die geringe Kindersterblichkeit kaum gedämpft wird, nimmt es nicht wunder, daß sich die Bevölkerungszahl von Generation zu Generation, an Personen im Heiratsalter gemessen, ungefähr vervierfacht. In späteren Mannesjahren treten dann durch den ununterbrochenen Kriegszustand, in dem jedes Dorf mit mindestens einem anderen lebt, fühlbare Verluste ein —, so daß im Endergebnis die Bevölkerung im ganzen außerordentlich jung wirkt und die Alterspyramide einen biologisch sehr günstigen Aufbau zeigt.

Zu diesem erfreulichen Bild trägt neben dem bisherigen Fehlen der schädlichen Zivilisationseinflüsse natürlich auch die gesicherte Ernährungsbasis das Ihre bei. In notdürftig brandgerodeten Pflanzungen bauen die Waika verschiedene Arten der Mehlbanane (*Musa paradisiaca normalis*) an, die das ganze Jahr über reiche Ernten liefern. Gesammelte Früchte, Wurzeln und Kleintiere des Urwalds sowie die Jagdbeute des Mannes treten ergänzend hinzu. Der pflanzliche Teil dieses Wildbeuterhorizontes wird vor allem durch verschiedene Palmfrüchte vertreten, unter denen die Pijiguo-Palme (*Guilielma gasipaes*) die wichtigste Rolle spielt. Zu ihrer Erntezeit im Februar findet das mit dem Totenritual verknüpfte Hauptfest des Jahres statt. Die Diskrepanz zwischen dem wirtschaftlichen Kultursektor — auf dem die Banane alle anderen Nahrungsmittel weit überragt — und dem kultischen, auf dem sie zugunsten einer Wildfrucht bedeutungslos bleibt, legt die Vermutung nahe, daß die Waika den Bananenbau erst in jüngerer Zeit übernommen haben; auch der große emotionale Wert, den man der wirtschaftlich gleichfalls unerheblichen Jagd beimißt, bezeugt die Nähe der Wildbeuterzeit.

Noch weitere Kulturzüge deuten in diese Richtung. Heute leben die Waika normalerweise in Dorfsiedlungen — freigeschlagenen Urwaldlichtungen von einigen zehn Metern Durchmesser — in der Nähe ihrer Pflanzungen. Alle drei bis vier Wochen verlassen sie jedoch mit Sack und Pack ihr Dorf und wandern rund einen halben Tag weit zu einer versteckten Stelle im Wald, wo Früchte und gutes Wasser vorhanden

sind und auch die Jagd wegen der Ferne menschlicher Dauersiedlungen einigen Erfolg verspricht. In diesen wildbeuterisch akzentuierten Waldlagern, aus denen man gleichwohl zur Ergänzung der Nahrung Gruppen von Männern in die nun recht weit entfernten Pflanzungen schickt, wohnt man in kleinen dreieckigen Hütchen, Pultdächern auf drei Pfosten, die jeweils genau eine Hängemattenlänge voneinander entfernt sind. Es läßt sich zeigen, daß die größeren Dorfhäuser, die den Dorfplatz im Kreis umgeben und zugleich vom Walde abgrenzen, aus einer Reihung mehrerer Waldhütten entstanden sind: ein Prozeß, der wohl mit der Anlage von Pflanzungen und der dadurch ermöglichten dauerhafteren Siedlung parallel lief, zugleich also den Übergang von der rein wildbeuterischen zur vorwiegend pflanzerischen Wirtschaftsform markiert. Doch eine Dauerseßhaftigkeit wurde auch damit nicht erreicht: Alle fünf bis acht Jahre wird die Pflanzung wegen der Erschöpfung des Bodens verlegt, meistens mehrere Wegstunden weit, und damit auch die bisherige Dorfsiedlung aufgegeben. Der in den Waldlagern sich widerspiegelnde wildbeuterische Nomadismus wird also von einem langsamer pulsierenden pflanzerischen Nomadismus überlagert.

Die Mobilität dieses Urwaldlebens zeigt sich auch im Alltag, der durch die überaus häufigen Besuchs- und Handelsreisen und die etwas selteneren Jagd- und Kriegszüge farbigen Glanz erhält. An solchen Unternehmungen sind vorwiegend junge Männer beteiligt, die die Gelegenheit zum Kontakt mit anderen Dörfern gern zur Brautschau nutzen — macht doch die strenge Vorschrift, die einen Eheschluß verbietet, wenn man sich noch an einen gemeinsamen Vorfahren beider Partner erinnert, eine Heirat in den wenigen Familiengruppen des eigenen Dorfes fast unmöglich. Diese als utrolokal und utrolateral zu klassifizierenden Verbände sind zwar ihrer Natur nach mannigfach zusammengesetzt, treten jedoch nichtsdestoweniger innerhalb des Dorfes als Einheiten hervor: so z. B. bei der Verteilung der Jagdbeute, bei der die anderen Angehörigen der eigenen Familiengruppe unberücksichtigt bleiben.

Der zentrale soziologische Begriff ist jedoch der des Dorfes, das im Mittel etwa hundert Menschen umfaßt und sich — entlang den Grenzen der Familiengruppen — spaltet, wenn diese Zahl überschritten wird. Das mag vor allem darin seinen Grund haben, daß es keine institutionelle Häuptlingswürde gibt, sondern nur dem fähigsten und vor allem im Kriege tüchtigsten Mann eine gewisse Befehlsgewalt eingeräumt wird; mit diesem persönlichkeitsgebundenen System ist aber — zumal angesichts des ungebärdigen Charakters der Waika — nur eine begrenzte Menschenzahl zu lenken. Entsprechend kennt man auch keine Art eines überdörflichen Zusammenschlusses. Die Dörfer sind in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht selbständig und haben soviel inneres Gewicht,

daß ein Waika auf die Frage, wer er sei, stets mit dem Namen des Dorfes antwortet: er denkt im Dorf.

Auch in dieser Tendenz zur Isolierung in kleinen Einheiten wird man wildbeuterisches Erbe erkennen dürfen, ebenso in der Bescheidenheit der materiellen Kulturgüter; die über zwei Meter langen Bogen und Pfeile des jagenden Mannes und der Tragkorb der sammelnden Frau sind die charakteristischen Geräte. Wildbeuterisch ist auch die reiche Vorstellungswelt der Waika und die spirituelle Potenz, mit der sie geschaut und erlebt wird. In jeder Familie ist mindestens ein erwachsener Mann zum Umgang mit einer Anzahl von Geistern befähigt; sie wurden ihm in seiner Jugend von einem älteren Zauberarzt übereignet und bleiben ihm als seine persönlichen Hilfsgeister ein Leben lang verbunden. Berausches Schnupfpulver aus mehreren pflanzlichen Komponenten, in Südamerika als „yópo“ bekannt, wird dem Zauberarzt mit Hilfe eines 50 bis 60 cm langen Rohres in die Nase geblasen und versetzt ihn in die Lage, seine Hilfsgeister singend herbeizurufen und mit ihrer Unterstützung die bösen Geister zu vertreiben. Solche Beschwörungen finden jeden Nachmittag statt und enden bisweilen in der Ekstase. Die meist tiergestaltigen Hilfsgeister, die vor allem zu Krankenheilungen bemüht werden, sind in der Mehrzahl zugleich die Herrengeister einzelner Tier- und Pflanzenarten, die sie in der Urzeit geschaffen haben. Das geschah auf dem Weg über die Bildseelen dieser Arten; weitere Begriffe wie die der Totenseele, der Schattenseele oder — in diesem Falle — des alter ego und des Zeichens ergänzen das vielschichtige Gebäude der spirituellen Existenz eines belebten Wesens.

Wie ist nun die um den Bananenanbau bereicherte Wildbeuterkultur der Waika dem ethnologischen Gesamtbild Südamerikas einzuordnen? Die Auffassung STEWARDS (1948), der die Guaharíbo-Völker der marginalen — d. h. zugleich altertümlichsten — Schicht des Urwaldgebietes zuweist, ist im großen und ganzen zu bestätigen. Vor diesem allgemeinen Hintergrund bestehen auffallend starke kulturelle Übereinstimmungen mit Stämmen des westlichen Amazonasgebietes und einige als relativ jung zu klassifizierende Parallelen zu den meist karibischen Nachbarn in Guayana.

Zur Bewaffnung der Waika

Die Waffen der Waika sind heute fast ausschließlich Pfeil und Bogen; sie werden zu Jagd und Krieg gleichermaßen benutzt, und ein erwachsener Mann trägt sie immer bei sich. Nur bei dorfinternen Auseinandersetzungen, z. B. einem Zwist zwischen Vater und Sohn oder zwischen zwei jungen Männern, die um das gleiche Mädchen werben, wählt man

eine andere Waffe, die Keule. Diese tritt uns heute nur in der Form einer kurzen Stange oder eines rasch abgebrochenen Aststückes entgegen — doch ist diese Nachlässigkeit in der äußeren Gestaltung sicher auf die heutige periphere Funktion dieser Waffe zurückzuführen. Die Waika erzählen selbst, daß es eine Zeit gegeben habe, in der sie Pfeil und Bogen noch nicht gekannt hätten und die Keule ihre einzige Waffe gewesen sei. Wie diese Kampfkeule aber aussah, hatten die Waika noch in lebendigster Erinnerung: sie fertigten auf Anhieb mehrere übermannsgroße,



Abb.2. Bogenschießende junge Waika

lanzettförmige Keulen aus Palmholz, deren scharfe Seitenkanten und zugespitzte Enden sie zu Hieb und Stich gleich geeignet machten.

Die Altertümlichkeit des Kulturbildes, die uns hier entgegentritt, wiederholt sich auf der nächstjüngeren Ebene: die besondere Länge von Pfeil und Bogen (Abb. 2), die beide um die Zweimeterlinie spielen, ist eines der auffälligsten Kennzeichen des materiellen Kulturgutes einiger der einleitend genannten amazonischen Randvölker.

Die Pfeile sind — mehr noch als die zugehörigen schweren Palmholzbogen mit ihrem außen abgeflachten Querschnitt — die handwerklichen Meisterleistungen der Waika; auch bei ihnen selbst kommt diesem zur

Beschaffung von Nahrung und zur Verteidigung des Lebens gleich wichtigen Gerät erheblicher Wert zu, so daß man keine Mühe scheut, ein verlorengegangenes Geschloß, das sich z. B. in einem Baumwipfel gefangen hat, wieder zurückzuholen. Man unterscheidet nach der Beschaffenheit ihrer Spitzen — der Schaft ist in allen Fällen der gleiche — vier Pfeilsorten¹⁾: den Pfeil mit der lanzettförmigen Bambusspitze, den man zur Jagd auf Großwild und im Krieg benutzt; den Pfeil mit der widerhakenförmig aufgebundenen Knochenspitze, den man vornehmlich zur Jagd auf kleinere Landtiere, auf Fische und größere Vögel verwendet, und ferner die vergiftete Palmholzspitze, die wegen ihrer Gefährlichkeit nicht ständig in einem Schafte steckt, sondern im Bambusköcher aufbewahrt und erst kurz vor dem zu vermutenden Augenblick des Gebrauchs in einen Schaft eingeschoben wird — ihres ähnlichen Querschnitts wegen meist in einen solchen, der vorher eine Knochenspitze trug. Diese mit dunkelrotem Curare bestrichene schlanke, fast nadelförmig zu nennende Spitze ist ein Splitter aus dem Stamm der gleichen Palme (*Guiljelma gasipaes*), die auch das Bogen- und Keulenh Holz liefert. Damit das Gift Zeit zur Wirkung findet, hat man die Spitze durch mehrere ringförmige, recht tiefe Einkerbungen zum Abbrechen eingerichtet, so daß auch bei flüchtendem Wild ihr vorderer Teil in der Wunde steckenbleibt. Die Curarespitze benutzt man vor allem zur Jagd auf Baumklettertiere, um zu verhindern, daß sich diese im Totekampf in den Baumkronen festkrallen und, erstarrt, nicht zur Erde herabfallen; doch auch in besonders erbittertem Kriege schießt man mit vergifteten Pfeilen.

Als vierte, seltener benutzte Spitzensorte wäre schließlich noch der rasch gebrochene Astquirl zu nennen — ein Aststück, bei dem in gleicher Höhe ringsherum mehrere Zweige fächerförmig herauswachsen, die man bis auf wenige Zentimeter abschneidet. Diese zur Jagd auf kleinere Vögel benutzte Spitze verbindet den Vorteil größerer Treffsicherheit mit dem anderen, daß die getroffene Beute betäubt oder getötet, das Federkleid aber nur geringfügig verletzt wird.

Aufnahmedaten: Die Aufnahmen zu diesem Film entstanden während der Frobenius-Expedition Venezuela 1954/55 am 18., 20. und 21. 11. 1954 in der Missionssiedlung El Platanal am oberen Orinoko in der Nähe des Ortes Mahekodotedi. Gefilmt wurde mit einer Agfa-Movex auf Gevapan 33 Negativfilm mit einer Frequenz von 24 B/s.

¹⁾ Siehe Waika — Südamerika (Venezuela) — Herstellen einer Pfeilspitze aus Bambus, ENCYCLOPAEDIA CINEMATOGRAFICA, Film E 130; und Waika — Südamerika (Venezuela) — Herstellung eines Pfeiles mit Knochenspitze, ENCYCLOPAEDIA CINEMATOGRAFICA, Film E 156.

II. Filminhalt

*Rohbearbeitung des Bogenstabes*¹⁾

Der Film zeigt die Herstellung eines Bogens. Aus dem Stamm der Shonta-Palme (*Guiljelma gasipaes*) wird ein mehr oder weniger klar profiliertes Dreikantstück als Sektor herausgeschlagen, auf den Boden gelegt und durch Behauen mit der Machete ungefähr auf Größe und Form des Bogenstabes gebracht; die Bearbeitung gilt dabei in erster Linie der weicheren, durch eingefasertes Mark hell erscheinenden Innenseite des Palmholzstücks. Natürlich wird auch die Außenseite nicht vergessen, und in kurzen Abständen visiert man an dem Werkstück entlang, damit der Bogenstab nicht krumm werde. Ist die Form so weit erreicht, daß weitere Schläge ein zu großes Risiko bedeuten würden, so nimmt man die Machete wie einen Hobel in beide Hände und schabt damit zu weiterer Zurichtung die noch vorhandenen gröberen Unebenheiten ab. Wird trotz dieser vorsichtigeren Handhabung die Machete allmählich zu ungefügt, so wechselt man, die durch die Anwesenheit einer europäischen Expedition gebotenen Möglichkeiten nutzend, zu einem größeren Messer über, das gleichfalls mit beiden Händen an der Schneide gehalten wird, und glättet die ab und zu durch Speichel befeuchtete Bogenoberfläche weiter. Das Holzstück stellt man zu diesen Schabarbeiten gerne aufrecht an eine Hüttenwand und setzt sich selbst, zumal bei der Arbeit an den unteren Partien, in der für die Waika typischen Hockstellung davor, die man auch schon beim vorausgegangenen Zuschlagen vielfach eingenommen hatte.

Diese Arbeiten mit Eisengeräten europäischer Herkunft kann man als die Rohbearbeitung zusammenfassen; früher wurden das Zuschlagen und vermutlich auch das grobe Schaben aller Wahrscheinlichkeit nach mit Steinbeilen verrichtet. Für die anschließende Feinbearbeitung stützt man sich jedoch noch heute, obgleich wir auch kleinere Eisenmesser mitgebracht hatten, ausschließlich auf einheimische Werkzeuge.

Feinbearbeitung des Bogenstabes

Deren wichtigstes ist zweifellos der Wildschwein-Unterkiefer, bei dem man die innere Kante der Eckzähne als Arbeitskante benutzt (Abb. 3). Mit diesem in einer Hand bequem zu haltenden und hobelartig wirkenden Gerät schabt man am Bogenstab entlang und bringt ihn in seine endgültige, gut gerundete Form; die Eckzahnkante ist vor allem deswegen

¹⁾ Die *Kursiv*-Überschriften entsprechen den Zwischentiteln im Film.

so überaus praktisch, weil sie sich, da selbst gebogen, der von den größeren Geräten schon vorgearbeiteten, aber noch zu verfeinernden Rundung des Bogenstabes besonders gut anpaßt.

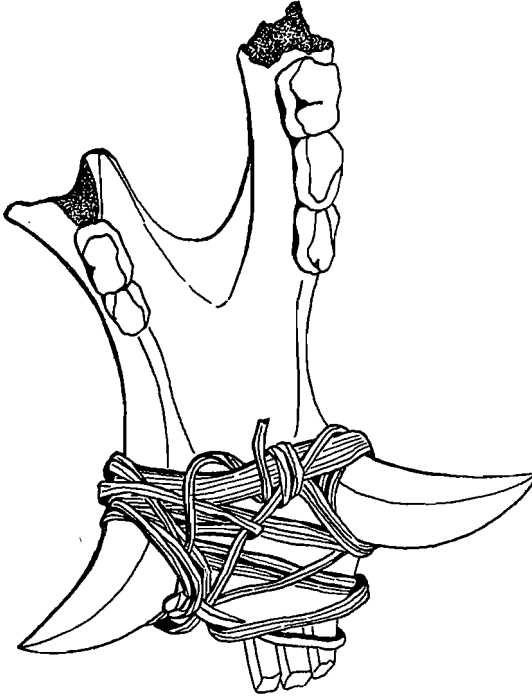


Abb 3. Hobelartiges Gerät aus einem Wildschwein-Unterkiefer

Der Behandlung mit dem Wildschweinunterkiefer folgt als nächster Schritt das Abreiben mit besonders rauhen, harten, an der Oberfläche körnigen Blättern, deren Wirkung durchaus mit der unseres Schmirgel- oder Sandpapiers verglichen werden kann. Dann fährt man noch mit anderen Blättern, die man mit Wasser befeuchtet und in der Hand ballt, und schließlich mit einer Handvoll zusammengeknüllter faseriger Rindenbastfetzen, in die man hereingespuckt hat, am Bogenstab entlang. Die mechanische Wirkung dieser beiden Bearbeitungsmittel ist angesichts

der Härte des Bogenstabes wohl nur gering zu veranschlagen; wahrscheinlich haben wir eher an eine Art Gerbung oder Beizung zu denken, wofür auch die dunklere Färbung spricht, die der Bogenstab nach der Behandlung mit dem Rindenbast zeigt.

Der eigentliche Färbeprozess folgt jedoch erst als letzter Arbeitsgang: wie für die Körperbemalung zerquetscht man die Fruchtkörner der *Bixa orellana* (in Südamerika als „uruku“ bekannt) zu einem kräftigen roten Farbbrei, mit dem man den Bogenstab einreibt.

In seiner Mitte zeigt der Bogenstab einen dem Kreis zustrebenden, jedoch außen deutlich abgeflachten Querschnitt; es entsteht also eine Stirnfläche, in der die ehemalige Außenseite des Palmstammes zu erblicken ist. Zu den Enden hin verjüngt sich der Stab etwa gleichmäßig, ist jedoch in dem beim Schießen nach oben gehaltenen Teil etwas flacher, in der unteren Hälfte dagegen etwas runder gearbeitet. Die beiden Bogenspitzen schließlich sind wieder gleich gestaltet. Sie laufen entweder gleichmäßig schwach-konisch zu einer mehr oder weniger scharfen, durch den Gebrauch aber schnell abgestumpften oder gar ein wenig ausgebrochenen Spitze zusammen oder zeigen knapp vor dieser noch eine steilere, innen kräftiger ausgeprägte Abdachung, die an einer gerundeten Kante abknickt; vereinfacht gesagt, entsteht damit im Längsschnitt das Bild eines — nicht ganz symmetrisch — gespitzten Bleistifts. Auf dieser stärker geneigten Endfläche sitzt dann die Sehne; bei den zuerst genannten Bogenenden dagegen, die diese Abdachung nicht zeigen, genügt auch schon die gleichmäßige konische Abnahme des Stabes, um der sinnreich geschlungenen Sehne ausreichenden Halt zu geben.

Herstellung der Sehne und Bespannen des Bogens

Die etwa 3 mm starke Sehne besteht aus pflanzlichem Material. Zunächst mißt man, wie der Film zeigt, zwei ausgewählte Rindenbaststreifen in der richtigen Länge ab und rollt sie einzeln zu Schnüren zusammen, indem man ihr eines Ende an einem Baume festspannt und das andere auf dem rechten Oberschenkel mit der Hand quirlt; beide Schnüre werden dann ineinandergedreht. Die Enden dieser Sehne werden verknotet, indem man die zunächst frei geschlungenen Knoten auf die Spitzen des Bogenstabes aufpaßt und dann mit den Zähnen strammzieht. Das kann sich mehrmals wiederholen, bis die Sehne die richtige Länge hat, das heißt, an den richtigen Stellen geknotet ist. Sie wird dann auf den Stab aufgeschoben, indem man das untere Ende des Bogenstabes, das schon im Sehnenknoten steckt, gegen eine Baumwurzel stemmt, die Bogenmitte mit dem Fuße durchbiegt und das obere Bogenende mit der einen Hand hält, während die andere die Schlinge

überstülpt. Zum Schluß wird die Sehne noch geglättet, indem man mit einem gespaltenen Ast an ihr auf- und niederfährt.

Der Knoten beruht auf dem von den Waika vielfach befolgten Prinzip, daß der ablaufende Teil — die Sehne — relativ früh über das freie, vorher die Sehne umschlingende Ende hinwegführt, dieses also gerade beim Spannen auf den Bogenstab preßt und damit am Herausgleiten hindert; auch die gegenseitige Verhakung und Verfilzung der Fasern in den ja mit den Zähnen festgezogenen Knoten befördern dessen Haltbarkeit, so daß er bei alten Sehnen wie eine feste Öse geworden ist. Jedenfalls macht man den Knoten, wenn er einmal richtig geschlungen ist, nicht mehr auf. Will man die Sehne nachspannen, so biegt man, wie oben beschrieben, den Bogenstab durch, nimmt sie an einem Ende ab und dreht sie im Sinne ihrer eigenen Windung weiter; damit wird der Steigungswinkel der Wendel, die die Sehnenfasern beschreiben, flacher, die Sehne also kürzer. Schon wenige Drehungen — die natürlich in umgekehrtem Sinne erfolgen, wenn die Sehne verlängert werden soll — zeigen einen bemerkenswerten Effekt. Ist die richtige Länge erreicht, so wird die Sehne auf den durchgebogenen Stab wieder aufgeschoben, wo sie auch verbleibt, wenn der Bogen nicht benutzt wird. Reservesehnen sind im allgemeinen nicht vorhanden.

Literatur

- [1] BARKER, J. P., Memoria sobre la cultura de los Guaika. Boletín Indigenista Venezolano 1 (1953), No. 3—4, S. 433—489.
- [2] BECHER, H., Bericht über eine Forschungsreise nach Nordbrasilien in das Gebiet der Flüsse Demini und Aracá. Z. Ethnol. 82 (1957), H. 1, S. 112—120.
- [3] BECHER, H., Die Yanonámi. Ein Beitrag zur Frage der Völkergruppierung zwischen Rio Branco, Uraricuera, Sierra Parima und Rio Negro. Wiener Völkerkundl. Mitt. 5 (1957), Nr. 1, S. 13—20.
- [4] KOCH-GRÜNBERG, Th., Vom Roroima zum Orinoco, Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—13. Vor allem: Bd. 3 (Ethnographie), Stuttgart 1923.
- [5] METRAUX, A., The hunting and gathering tribes of the Rio Negro Basin. In: Handbook of South American Indians 3, S. 861—867. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [6] SCHUSTER, M., Die Soziologie der Waika. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 114—122. Copenhagen 1958.

- [7] STEWARD, J. H., Culture Areas of the Tropical Forests. In: Handbook of South American Indians 3, S. 883—899. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [8] ZERRIES, O., Some Aspects of Waica Culture. Anales do XXXI Congr. Intern. de Amer., São Paulo 1954, Vol. I, S. 73—88. São Paulo 1955.
- [9] ZERRIES, O., Das Lashafest der Waika-Indianer. Umschau 55 (1955), H. 21, S. 662—665.
- [10] ZERRIES, O., Verlauf und vorläufige Ergebnisse der Frobenius-Expedition 1954/55 nach Süd-Venezuela. Paideuma 6 (1956), H. 3, S. 181 bis 187.
- [11] ZERRIES, O., Zur Frage der ursprünglichen Wirtschaftsform der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Wiener Völkerkundl. Mitt. 4 (1956), Nr. 2, S. 148—156.
- [12] ZERRIES, O., Die Vorstellungen der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela) über die menschliche Seele. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 105—113. Copenhagen 1958.
- [13] ZERRIES, O., Schöpfung und Urzeit im Denken der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 280—288. Copenhagen 1958.
- [14] ZERRIES, O., Beiträge zur Anthropologie der Waika- und Schiriana-Indianer im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Brasilien. Z. Morph. Anthropol. 50/1 (1959), S. 31—41.
- [15] ZERRIES, O., Medizinmannwesen und Geisterglaube der Waika-Indianer des oberen Orinoko. Ethnologica, N.F. 2 (1960), S. 485—506.
- [16] ZERRIES, O., Die kulturgeschichtliche Stellung der Waika-Indianer des oberen Orinoko im Rahmen der Ethnologie Südamerikas (noch ungedruckte Habilitationsschrift).
- [17] ZERRIES, O. und M. SCHUSTER, Monographie über die Waika in der Reihe der Expeditionsveröffentlichungen des Frobenius-Instituts (noch nicht erschienen).